Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Friede den Menschen auf Erden...

Visual Library

Friede den Menschen auf Erden...

Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Mit jenem Gruß der Engel, der welchen kein anderer in der Welt geht, grüßt der Pfarrer seine Gemeinde. Er sprach von dem Guten und Bösen, was geschehen sei, seit man vor einem Jahr diesen Tag feierte: er sprach von dem, was werden könne bis zu dem nächsten Weihnachtsglockenklang. Er sprach von den Angehörigen seiner Gemeinde, von denen man nicht wußte, ob sie lebten oder ob sie tot seien: die Erde, vom Nordpol bis zum Südpol, mußte Raum finden in seiner Predigt. Er sprach von den Verschollenen, deren Platz am Herd seit Jahren leer war, tröstete die weinenden Mütter mit der Verheißung, daß niemand verloren gehen könne, so weit die Welt auch sei.

Der Prediger erzählte, wie es aussah auf Erden, als die Engel ihren Gruß vom Himmel niederbrachten. Von der Stadt Rom erzählte er und von dem Kaiser Augustus, von den stolzen Tempeln. Er erzählte, wie die Menschen sich damals in ihrer Zeit eingerichtet hatten: wie Zoll gefordert und gegeben wurde, wie die Seen und Flüsse und das Meer voll Schiffe, wie die Landstraßen voll Wanderer und die Märkte voll Kaufleute waren. Er berichtete, wie die Schätze der Nationen hin und her getragen wurden, und dann — dann sprach er von dem großen Hunger der Welt.

Die schönsten Götterbilder in den herrlichen Tempeln waren Masken, die kein Leben hatten. Die Priester, welche ihnen dienten, spotteten ihrer und des Volkes, das vor ihnen kniete. Die Weisen und Klugen aber schämten sich der Götter und der Priester. Die Welt war zu einem Durcheinander geworden, in dem es keinen Halt mehr gab. Frieden fand der Mensch weder in seinem Herzen, noch in seinem Hause, noch draußen auf dem Markte. Die Menschheit hatte sich an sich selber verloren; der Himmel war dunkel über ihr, und das Licht, das von ihrem goldenen Diadem ausging, war nur das falsche Leuchten in der Nacht des Todes. Als der greise Pfarrer das sagte, wagte sich niemand zu regen; man hörte nur das schnellere Atmen der Zuhörer, und als der fast hundertjährigen Urgroßmutter Margarete Jörensen, die allein schlummerte in der Versammlung, und nach einem früheren Gebot des Predigers nicht geweckt werden durfte, das große Gesangbuch vom Schoß rutschte und zu Boden fiel, ging es wie ein jäher Schrecken durch jedes Herz.

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Es war, als ob das Wort den Bann, der auf dem Volke lag, löste, wie einst die Fesseln der ganzen Menschheit.

Über der Hütte zu Bethlehem stand der Stern der Erlösung, der Schmerzenssohn war in die Welt des Hungers geboren worden, und vom Felde kamen die armen Hirten hergelaufen, um ihn zu begrüßen. Die hungrige Menschheit aber reckte die Hände auf nach dem Brot, das vom Himmel kommt und der Welt das Leben gibt. Der Himmel, der so finster und leer gewesen war, öffnete sich: alle Völker sahen das große Licht, — die Menschheit riß die Krone von dem gedemütigten Haupt. Sie schämte sich ihrer Wunden, ihrer gefesselten Glieder nicht mehr, — sie kniete und horchte. Wahrheit! jauchzte es vom Aufgang: Freiheit! jauchzte es vom Niedergang. — Liebe! sangen die Engel. In die Weihnachtsworte des Predigers aber dämmerte der neue Tag, und das Licht der Wachskerzen erbleichte vor seinem rosigen Schimmer.

(Aus „Der Hungerpastor" von Wilhelm Raabe)

Ein kleines Talglicht steht vor mir auf dem Tisch. Und jedesmal, wenn die Tür sich öffnet und der Winter Sibiriens sich noch deutlicher als sonst bemerkbar macht, zuckt es, als wolle es verlöschen. Dann muß ich meinen Stift flugs niederlegen und meine Hand schützend vor die kleine Flamme halten. Wozu doch diese Hände alles gut sind ... Weißt Du noch, als sie die erste Gemeinschaft zwischen uns schufen? Wie läppisch kann ein Händedruck sein, und wie schön . . . Nun schützt diese Hand, die Du gar nicht wiedererkennen wirst, die kleine Flamme, die sich wohl Illusion nennt und in der ich doch die Wahrheit sehen möchte. Ja, es ist schön zu fühlen, daß Hände auch noch zu anderem nützlich sein können, als nur den Spatenschaft zu umfassen und . . . Verzeih mir, ich will es vergessen an diesem Abend, vergessen, soweit man ein Leben vergessen kann, in das man seit vier Jahren hineingestellt ist und das doch nur so selten noch Ähnlichkeit mit dem wirklichen Leben hat . . .

Alles stand so genau vor mir: unser letztes Beisammensein, jene Nacht, in der uns das Sirenengeheul nur scheinbar aus unserer Gemeinsamkeit riß, denn in der Angst des Kellers fühlte ich fast noch deutlicher, wie sehr Du zu mir gehörst. Erlaube mir die Erinnerung an jenen Händedruck, den Du mir damals schenktest. Als ich ihn erwiderte, sollte es so etwas wie ein Gelöbnis sein. Du hattest mich verstanden, ich spürte es. Ich sah Dein Erkennen meiner Gewißheit und wußte, wenn ich jetzt für ewig schweigen müßte, diese Gewißheit würde Dir bleiben. Auch deshalb wohl bin ich mit diesen vier Jahren fertig geworden, habe sie ertragen, da ich niemals zu denken brauchte, noch eine Unklarheit gäbe es zwischen uns beiden ins rechte Maß zu rücken.

Heute nun bin ich in den Schnee gestapft, dem Westen entgegen. Ich weiß, daß Du nicht ständig an mich denken kannst, trotz der Gewißheit, oder gerade wegen der Gewißheit, von der ich hoffe, daß sie Dir das Alleinsein erleichtert. Aber heute denkst Du an mich, ich fühle es nahezu körperlich. O ja, die Phantasie ist mir geblieben, Dich vor dem kleinen Bäumchen sitzen zu sehen, von dem Du mir einmal sagtest, daß Du es immer zur Weihnacht schmücken würdest, was immer auch geschähe. Das war damals, als wir noch so unbeschwert und glücklich waren und ich nicht daran denken konnte, daß dieser Satz einmal Ausgangspunkt meiner Phantasie sein würde. Der Phantasie nämlich, Dich vor mir zu sehen, den Widerschein der Kerzen auf Deinem Haar, Dein so liebes, zärtliches Gesicht, die großen Bogen über Deinen Augen und Deinem Mund. Er wird heute nicht zusammengekniffen sein, nein geöffnet zur Zwiesprache mit mir . . .

Ich werde bald heimkommen, ich weiß es, wenn dieses Wissen auch so oft schon durch jene unselige Krankheit aller Lager, die Gerüchte-Krankheit nämlich, zur Hoffnungslosigkeit zu werden drohte. Ja ich weiß, es wird die letzte Weihnacht fern von Dir sein. Für diese Weihnacht, für diese Stunde hier, habe ich mir den Kerzenstumpf aufbewahrt, seit einem halben Jahr wohl schon. Und nun leuchtet er vor mir, rein und selig wie alle Lichter am Weihnachtsabend, der vielleicht vom Herrgott geschaffen wurde, damit die Menschen wenigstens einmal im Jahr ehrlich sein sollen, demütig und voll Liebe. Ich spüre hier um mich die Verwandlung, die das Wort „Weihnacht" hervorgerufen hat. Und ich bin so dankbar dafür, denn es gibt also doch etwas, das die Menschen gut machen kann, nur gut.

(Brief eines Kriegsgefangenen aus Rußland)

Der Hirt aus dem Süden

Wir saßen um den Weihnachtsbaum, die Austeilung der Gaben war beendet, wir Erwachsenen freuten uns nun am eigentlichen Sinn des Festes: an den Lichtern auf den weit geschwungenen Zweigen. Wir hatten sie, so dachten wir, für die Kinder entzündet, aber die Kinder spielten auf der Erde mit ihren Geschenken, sie hatten den Kerzenschein gar nicht nötig, um ihre Gesichter leuchten zu lassen. Wir Erwachsenen waren statt ihrer zu Kindern geworden, sahen darüber hinaus die Wiederkunft der Sonne im Gleichnis des Lichterbaumes dargestellt.

Ein Gast saß unter uns, ein junger Mann aus südlicher Ferne, aus den Bergen zwischen Rom und Neapel. Er saß ganz still, doch glaubten wir zu unserer Genugtuung zu erkennen, daß unsere nordische Feier in sein Herz Eingang fand. Als aber die Lieder verklungen waren, und nur die Wände noch mit einigen Tönen nachzitterten, sprach er die Bitte aus, ob er uns vorführen dürfe, wie man in seiner Heimat, in seinem Bergdorf, Weihnachten begehe. Er fühlte sich wohl gedrängt, nach Menschenrecht, auf diese Art seine eigene Weihnacht zu erleben. Er erzählte uns, daß bei ihm zu Hause mit Anbruch der Nacht von allen Seiten die Hirten auf den Hügeln sich in Bewegung setzen und unter den Klängen ihres Dudelsacks auf den Ort zuschreiten, um sich im uralten Gewölbe der Kirche zu vereinen, wo unter Lichterglanz der Stall zu Bethlehem mit Mutter, Kind und den drei Königen aufgebaut ist. Er habe draußen im Flur seinen Dudelsack unter dem Mantel versteckt und werde nun auf die Mansarde hinaufgehen und langsam herunterkommen, wie daheim die Hirten vom Berg.

Wir nahmen teil an seiner erregten Freude und waren voll Erwartung. Er bat uns, die Zimmertür, die er beim Hinausgehen hinter sich schloß, nicht zu öffnen. Wir hörten ihn die Treppe zum obern Stock, dann die Mansarde hinansteigen, die Tür oben hinter sich zumachen.

Kaum vernehmbar drang etwas wie Orgelton an unsere Ohren. Die Mansardentür wurde aufgetan, nun war der Klang vernehmlicher, kam aber scheinbar immer noch aus der Ferne zu uns. Mit jedem Schritt die Treppen herunter wurde das Spiel lauter und voller. Eine fremdartige fromme rührende Melodie löste sich aus dem Zusammenbraus der Akkorde. Die plastische Phantasie des südlichen Menschen sieht gewiß nun Sterne, Hügel, wechselnden Weg, Kirche und Häuser um sich und wir, wahrhaftig verzaubert, sehen alles mit ihm. Näher und näher kommt das Lied, manchmal will es, wenn der Weg sich ändert, verschallen. Endlich wird es zu einem einzigen, schnell herankommenden Jubilate. Wir glauben nicht einen, sondern zehn Hirten zu hören, die sternbeglänzt vor unserer Tür zusammentreffen.

Jetzt öffnet sich die Tür und der einzige Hirt steht da, unser junger Freund, in städtischer Kleidung wie wir. Aber er ist nicht bei uns, sieht uns gar nicht, denen er doch sein Spiel vorführt, er sieht den Baum nicht, die Kinder nicht. Auf seiner Stirn ist Fremde, das Zimmer ist mächtig erfüllt von Schall, die Kinder stehen und schauen auf zu diesem wundersam angerührten Gesicht.

Aber der Hirt bleibt nicht lange, das Gefühl für Raum und Zeit ist geändert in ihm. Bald wendet er sich um, öffnet und schließt wieder die Tür, steigt wieder treppauf, hügelan, weit ist die Nacht, hoch die Sterne, endlich verliert sich das Lied hinter der höchsten Tür.

Nun entreißen sich unsere Kinder der Verzauberung. Zugleich aber auch angefeuert, beginnen sie wieder ihren Gesang, nördliche und südliche Weihnacht vereinen sich, die Seelen der Menschen fühlen überall gleich.

Wilhelm Schmidtbonn

Wär Christus tausendmal
in Bethlehem geboren
und nicht in dir ...
gingst dennoch du verloren

ANGELUS SILESIUS

Der Sang der Liebe

Wo nicht die Liebe wohnt, da ist Mißklang in allem Singen, Sagen und Tun.

Wo aber die Liebe atmet, da strömt Wärme in die kalte Menschennacht, da wird ein Licht angezündet in der furchtbaren Dunkelheit. Da tun sich Hände auf, die die Verzweiflung verkrämpft, sie heben sich auf und geben sich hin in die ausgestreckten Hände der Liebe. Da lösen sich Lippen, die schmal wurden und hart und bitter vom langen Schweigen, sie blühen auf zu einem Lächeln, rührend wie das Lächeln eines weinenden Kindes.

Da gehen Augen auf, die keinen Halt mehr fanden an Dingen und Menschen, über die es wie eine Blindheit fiel, sie gehen auf wie Blumen im warmen Glanz der Liebe, sie tauen auf in Tränen der Freude.

Ich will von der Liebe singen alle Tage meines Lebens, vom Wunder der Liebe, das den Hirten an der Krippe aufging aus den Augen des Gotteskindes, von der schenkenden, erbarmenden Liebe, die seitdem nicht mehr schläft, die die Arme ausbreitet und wartet, daß wir kommen, von ihrer Fülle zu nehmen und aus ihrer Fülle weiterzuschenken von Mensch zu Mensch, von Sehnsucht zu Sehnsucht, von Abgrund zu Abgrund, von Einsamkeit zu Einsamkeit!

Dr. G.

Unter einem Mistelzweig

Der Boden ist leicht gefroren und das Gras fahl und gelb. Die weißen Beeren am Busch knacken nicht mehr, wenn Kinder sie auf den Weg werfen und darauf treten; ein paar rote Vogelbeerdolden hängen vereinsamt zwischen mageren gekrümmten Blattfingern, und die Stille wird durch keines Vogels zarte Sprache aufgehoben. Der Weg läuft schwarz zwischen Sträuchern, die sich an seinen Rändern fröstelnd hingehockt haben, zwischen einzelnen Fichten und krummwüchsigem Wachholder den Berg hinauf und weiter in ein Waldstück hinein, in dem es schon zu dunkeln scheint. Dabei ist es kaum Nachmittag.

Auf dem Weg knirschen Schritte, geruhsame Schritte von Menschen, die im Gespräch sind. Manchmal hört man das Aufsetzen eines Stockes, eine Betonung des ungleichmäßigen Rhythmus, wenn der Mann, der dort neben dem Mädchen geht, das rechte Bein vor das linke setzt. Sie hat die Hände in die Taschen gesteckt, er stützt sich mit der rechten auf den Stock, und die linke macht manchmal eine weit ausholende Bewegung, als wolle er die unter ihnen liegende kleine Stadt umfassen, vielleicht auch die ganze Vergangenheit, die nichts mehr wert ist, die man dennoch verstohlen liebt und vor der Gefährtin ausbreiten möchte, damit sie versteht, daß es danach keine Zukunft mehr geben kann. Gegenwart, das heißt Krüppel ohne feste Arbeit sein, ohne Heimat. Und wer nichts hat als Erinnerungen, darf auch nicht lieben.

Das Mädchen kennt das alles schon; aber es weiß auch, daß Gewesenes Kraft werden kann, wenn man überwunden hat. Und es glaubt an die Liebe und will an diesem Abend nicht allein zu dem geschmückten Baum in seinem Zimmer gehen.

Über ihnen stößt eine Krähe einen Warnruf aus, heißer und krächzend. Der Mann sieht dem Vogel nach, bis er sich hoch oben in einer Eberesche niederläßt. Da streift sein Blick einen wirren grünlichen Flecken, fast wie ein Nest im Baum: eine Mistel. Das Mädchen hat sie noch nicht erkannt, aber er geht schon schneller, um sie nahe zu sehen, grünes Wunder in winterlicher Zeit. „Früher hätte ich sie heruntergeholt", will er im alten bitteren Ton sagen; doch er sieht noch einmal hinauf, stützt sich auf die Gefährtin und steigt tatsächlich in den Baum. Sie hat Angst, daß er stürzt, sich verletzt und vielleicht auch noch die Prothese zerbricht. Aber sie sagt nichts, hält ihn und reicht ihm den Stock, damit er so den Mistelzweig erreicht. Die Hose ist beim Strecken nach oben gerutscht und bedeckt die Strümpfe nicht mehr ganz. „Morgen werde ich sie stopfen", denkt sie, „morgen habe ich Zeit; denn es ist Weihnachten. Ich werde für ihn sorgen, wenn er es auch nicht will."

Da fällt schon ein Mistelzweig neben ihr zur Erde, und über ihr ist ein Gesicht, das fremd erscheint vor Glück. Beinahe übermütig kommt er heruntergeklettert, und sie hilft ihm sanft wieder auf die Beine. Behutsam hebt er den Mistelzweig auf und legt ihn in ihre Hand.

Nichts hat sich geändert; die Welt ist grau wie zuvor, die Krähe schreit mißtrauisch und einsam, es ist kalt, und die Strümpfe haben immer noch ein Loch.

Und doch ist alles anders: denn das Mädchen trägt in der Hand ein Zeichen der Weihnacht, und der Mann, der es holte, ist kein Krüppel mehr. „In deiner Stube werden wir ihn aufhängen, und wenn du darunter stehst, darf ich dich küssen ohne zu fragen", sagt er fröhlich. Da gibt sie ihm die Hand, und gemeinsam gehen sie hinunter in die Stadt, in der schon die ersten Weihnachtsbäume angezündet werden, gehen hinein in den Heiligen Abend, gehen hinein in eine Zukunft, aus der ihnen kleine Lichter entgegensehen wie die Kerzen heute im weiten Land.

Barbara Muffey

Russische Erlebnisse

I.

Bevor ich das allerbescheidenste Wissen von Rußland hatte, kannte ich sein spezifisches Gewicht, des Wiegenlieds tönende Muschel, durch die meine Troika rollt. „Seht ihr die Rosse vor dem Wagen und jenen blassen Postillon . . .“ Hoch auf dem Kutschbock meiner Kindheit sitzt der blasse Postillon, und sein Lied ist Trauer um das entschwundene Paradies, um den unwiederbringlichen Einklang von Schmerz und Seligkeit, Fremdheit und Geborgenheit.

II.

Als ich befähigt war, die ersten Haarstriche mit durchgedrücktem Zeigefinger zu kritzeln und das mühsame Buchstabieren aus der Kinderfibel einen schätzbaren Zuwachs an Traumkraft bedeutete, lagen unter dem Weihnachtsbaum ein Paar rotgelederte, mit weißem Pelzbesatz irrsinnig prunkende Kosakenstiefeltchen, dazu die Hausmärchen von Gebrüder Grimm. Nichts hatten diese Dinge, die auf ganz verschiedenartige Neigungen des Sechsjährigen Bedacht nahmen, miteinander zu tun, denn der von frühauf geübte Russentanz stand in keinerlei erkennbarem Zusammenhang mit der Sucht, lesewütig hinter Vaters Schreibtisch oder in der Wölbung des grünen Kachelofens zu verschwinden.

Wie sehr das schmiegsame, nach Juchten und gelben Weihnachtskerzen duftende Leder dennoch mit den Märchen vom Meisterdieb und vom Froschkönig zu tun hatte, war mein Geheimnis. Während ich mit heißen Ohren in die wunderbare Welt des „Es war einmal“ versank und die schummrigen Umrisse der verwandelten Umgebung böse und hilfreich in die kindliche Phantasie hineinwirkten, knarrten meine pelzbesetzten Kosakenstiefelchen, und leicht erlag ich der von Kopf zu Fuß elektrisierenden Vorstellung, als trägen mich die feinen Galoschen in einem Hui durch alle Reiche des Traums.

III.

Turgenjews Geschichten eines Jägers müssen mit allen Sinnen gelesen werden. Damals schmeckten sie nach der blitzenden Kälte des russischen Waldes, waren durchfrostet von Peitschenknall und Schlittengeläut, von Entenbraten und Wodka durchwärmt. Ich sah die pockennarbigen Gesichter der einfachen Bauern und horchte dem dröhnenden Schweigen der Sterne über den Niederungen einsam ziehender Flüsse. Mitten durch mein Herz flossen Don und Wolga, und alle Stimmen und alle Feuer an ihren Ufern waren in meiner Brust.

IV.

Weihnachten 1942 hatte ein den Kosakenstiefelchen entwachsener Angehöriger des deutschen Ostheeres Gelegenheit, drei kriegsgefangene junge Russen aus der Ukraine mit dem Anblick des kerzengeschmückten Tannenbaums vertraut zu machen. Für jeden gab's einen Streifen Schnaps, Zigaretten, Lebkuchen und ein bißchen Kartoffelsalat. Ihre Gedanken habe ich nicht ergründet, aber für die Sprache ihrer Augen und Empfindungen bedurfte es keines Dolmetsch. Vielleicht erinnern sie sich der Stunde in Riga wie ich mich ihres Liedes aus Kindertagen erinnere. Das wäre nicht viel, aber es wäre ein kleines Licht in den mit Toten und Sterbenden gefüllten schrecklichen Sümpfen, die zwischen unseren Völkern liegen.

V.

Großes, heiliges Rußland!

Wir schreiben das Jahr 1949, und es ist nicht leicht, dich zu lieben. Die aus der Höhle des mißtrauischen und verhärteten Polypen in das zerschlagene Deutschland endlich heimkehren dürfen, sind krank, müde und gehetzt. Sie könnten Memoiren aus einem Totenhaus erzählen, aber ihr Schweigen ist bitterer als Dostojewskis Mitteilsamkeit. Geht die Sonne noch so glühend auf über den Stromläufen, Steppen, Wäldern und Herzen? Und rollt die Troika noch durch das Land?

Emil Strodthoff.

St. Lukas malt Maria mit dem Kind

VON PAUL JOHS. ARNOLD

Maria setzte sich am Rande eines Olivengartens in den kühlenden Schatten der Bäume. Sie hatte Joseph das Essen nach seinem Arbeitsplatz, fernab vom Ort, gebracht, und von dem Gang durch den brennheißen Mittag waren ihre Augen müde und ihre Glieder schlaff geworden. Nun ruhte sie, auf ihren Schoß das Kind gebettet, das seine Ärmchen verlangend zur Mutter hob, und sie neigte sich über den Knaben. Fast wäre sie in der summenden Stille eingeschlummert.

Da schrak sie auf.

Ein junger Mensch stand, ohne daß sie sein Kommen gehört hatte, auf dem Wege und blickte unverwandt zu ihr herüber. Er war reich und bunt gekleidet wie die leichtsinnigen Knaben am Höfe des Königs; doch sein Gesicht war ernst und paßte wenig zu seinem Rock. Rasch wollte sie aufstehen und nach Hause zurückeilen. Da hob er die Hand: „Bleibt sitzen, junge Frau, ich bitte Euch!“ und trat bescheiden ein paar Schritte zurück und setzte sich auf die andere Seite des Weges. „Ich bitte Euch herzlich, bleibt nur noch einen Augenblick!“

„Und was wollt Ihr?“ fragte Maria, verwirrt in Zweifel, ob sie nicht doch ihren Weg fortsetzen sollte.

„Nur Euren Knaben betrachten. — Seht,“ suchte er ihr seine sonderbare Bitte zu erklären, „ich bin ein Maler, Lukas aus Antiochia, und komme die Straße, da ich zu dem römischen Landpfleger will, an den ich empfohlen bin. Und als ich Euch sitzen sah, schaute ich etwas Wunderbares: die Sonne hatte sich durch das Blätterdach gedrängt und Euren Knaben mit Gold übergossen. Er leuchtete, als wäre er selber die Sonne, und auch Euer eigen Gesicht, das sich über ihn beugte, war hell und licht von seinem Schein.“

Maria merkte, daß er gar nicht mehr sie, nur noch das Kind betrachtete; da blieb sie ruhig auf ihrem Platz, und er fuhr fort: „Seht, nun trägt er wieder ein goldenes Krönchen, das leuchtet und strahlt, und nun — nun ist der Knabe wieder lauter Licht, eine goldene Flamme. — Laßt mich ihn so malen!“

Er warf sein Ränzel vom Rücken zur Erde, ohne eine Antwort abzuwarten, und kramte hastig allerlei Gerät zusammen.

Maria drückte das Kind wie ängstlich an sich.

„Fürchtet Euch nicht!“ suchte er sie zu beruhigen, „es geschieht ihm nichts.“

Maria erwiderte leise: „Das ist es nicht. Es ist ein Wunder um den Knaben, wo ich auch mit ihm gehe, von seiner Geburt an; das läßt mich manchmal zittern.“

„Ja,“ gab er ihr recht, „jedes Leben ist ein Gotteswunder, jedes Kind; und die Sonne malt hier einen Zauber, wie ich es nie gesehen habe.“

„Nicht so,“ entgegnete Maria, „es sind die Zeichen und Wunder um den Tag seiner Geburt, und dunkle, heilige Worte, die wie schwere Gewänder um das kleine Leben gehängt wurden. Das alles füllt mir das Herz mit Freude, daß es fast zerspringen möchte — und manchmal wird es schier zu stark und unbändig und macht mir Angst.“

Lukas unterbrach die kaum begonnene Arbeit. „So seid Ihr gar Maria, die Zimmermannsfrau?“

Verwundert blickte sie auf: „Woher kennt Ihr mich?“

„Es gehen seltsame Geschichten von Eurem Knaben durch das Land,“ erklärte er, „sonderbare und törichte.“ Und verschwieg, daß auch er in leichtfertiger Gesellschaft mit anderen darüber gespottet und gelacht hatte. Jetzt aber, da er das Kind in seiner goldlichen Helle sah, brannte sein Herz, und er bat aus heißem Verlangen: „Erzählt mir doch, wie das war!“

Und Maria begann, ohne zu wissen, wie sie so viel Vertrauen dem fremden Manne schenken konnte, und erzählte von dem Stern, unter dem das Kind geboren worden war, dem lohenden Himmelsfeuer in der Nacht über den Fluren von Bethlehem, wie die Hirten gekommen waren, wirr vor Glück; sie hatten Gestalten gesehen, Engelsgestalten aus Glanz und funkelndem Licht, und hatten unirdische Stimmen gehört, tönenden Gesang aus dem Strahlenkranz des nächtlichen Wunders, und noch wußte sie, Maria, jedes Wort, das sie gehört hatte: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ — Sie berichtete von dem Besuch der reichen und weisen Männer aus fernen Ländern, wie sie dem Kinde Gaben brachten und feierliche Segenswünsche.

Maria erzählte alles, in bangem Glück zu ihrem Knaben bebeugt, und wob so mit ihren Geschichten auch einen goldenen Schein um ihn, ohne dabei den Maler nur ein einziges Mal anzusehen. So malte sie das Bild ihres Kindes in ihn hinein, und er malte es, wie er es empfing, vom Staunen über alle Wunder benommen, aus sich heraus.

Und als das Bild fertig vor ihm stand, so schön, wie er noch nie etwas gemalt hatte, daß er selber es nicht fassen konnte, wie er das sollte gemacht haben, da fiel ihm das Malzeug zur Erde. Er hob die Hände und legte demütig das Gesicht hinein und sprach zur Maria: „Du bist die Mutter aller Mütter. Eva, die Allmutter, ist es dem Fleische nach; du aber bist es in der Liebe.“ —

Dann wandte er sich, zog nicht des Weges weiter zu dem römischen Landpfleger, sondern reiste die Straße, die er gekommen war, wieder zurück in sein Land.

Rogier van der Weyden: Der Evangelist Lukas die Madonna zeichnend. (Alte Pinakothek München.)

Aus dem bedeutsamen Werk: „Untersuchungen zu Rogier van der Weyden und Jan van Eyck.“ Von Theodor Musper. 112 Seiten. 173 Abbildungen. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart. — Das Buch, das auch für interessierte Laien lesbar bleibt und vielleicht durch seine Forderung genauer Betrachtung rascher in die Materie einführt als die üblichen beschreibenden Kunstbücher, versucht, den Anschluß an die europäische Kunstforschung zurückzugewinnen, da wir uns so lange auf uns selbst gestellt haben.

Schuhe vor der Tür

Schuhe stellten wir vor die Tür
In den erwartenden Nächten,
Ob umschwirrende Geister wohl
Unser begabend gedächten.

Sei's verspätet ein Engleinpaar
Daß man es droben noch lobe,
Oder vom Christkind ein Bote sogar
Mit einer himmlischen Probe.

Auch des Niklas ruppiger Knecht
Mochte wohl noch angehen,
Waren die Schühchen gefüllt nur recht
Vom Hacken bis zu den Zehen.

Schuhe stehen wohl vor der Tür,
Niemand will sie füllen,
Niemand mehr in lieben Wahn
Längste Nächte hüllen.

Schuhe stehen leer vor der Tür,
Schuhe mit wartenden Sohlen,
Geister steigen grau hinein,
Kommen uns morgen zu holen.

(Aus „Patenkinderbuch“ von Ernst Bertram, erschienen im Insel-Verlag)

Die zahlreichen Freunde Ernst Bertrams sind glücklich, daß sein Verlag noch vor Weihnachten wieder einen Gedichtband von ihm herausbrachte. Wenn es auch keine tiefgründigen Sinnsprüche sind, keine Nornen-Weisheiten, so steckt doch in diesen als Geschenk des reifen Mannes an das Patenkind gedachten Versen weit mehr als nur der Märchenzauber der Kindheit; es steckt — wie kann es bei Bertram auch anders sein — immer etwas „hinter den Dingen“, ein höherer Sinn in diesen Gedichten, der ihnen eine überzeitliche Gültigkeit verleiht. g.

Ein seltsamer Wunsch

Es ist etwas Eigenes um kleine Begebnisse oder kurze Worte. Meist verwehen sie spurlos, dann und wann aber werden sie wie auf Engelsschwingen in ein Menschenherz getragen.

Friederike Merk nahm es fast als eine Selsbtverständlichkeit hin, daß ihr Weihnachtswunsch sofort vom Wind des Alltags verweht wurde. Er war wie von selbst über ihre Lippen geglitten, die längst ichsüchtiges Wünschen verlernt hatten. Es war an jenem Christabend gewesen, da ihr jüngster Sohn Franz zum erstenmal unterm Lichterbaum gefehlt hatte. Er schlief im Elsaß bei zweitausend Brüdern. Mutter Friederike hatte ja nur ihren Schmerz damals zu beschwichtigen versucht, als sie halblaut gesagt hatte: „Ein grünes Blättlein möchte ich doch von seinem Grabe und eine Handvoll Erde von dort in meinem Sarg.“

Kaum hatte sie ausgesprochen, empfand sie dies Wünschen als töricht. Sie nahm das Kind ihres ältesten Sohnes, bei dem sie wohnte, aufs Knie und ließ sich von den kleinen, weichen Patschhändchen die Tränen abwischen.

Dabei glitt ihr Weihnachtswunsch unversehens in das Herz ihres Sohnes Fritz. Dort ruhte er Jahr um Jahr, er drängte nicht zur Erfüllung. Mutter Friederike hatte ihn wohl selbst vergessen.

Da begegnete Fritz eines Tages einem Schulkameraden, einem Lastfernfahrer. Dieser erzählte so bei allerlei Gesprächen, daß er eine Fahrt ins Oberelsaß habe und einen Beifahrer brauche. Jetzt erwachte der Wunsch der Mutter im Herzen ihres Sohnes. Fritz wurde mit dem Schulfreund einig, dieser besorgte alles Nötige, und es galt nun noch, Frau Fränzel Merk für den Plan zu gewinnen; denn die Felder waren noch nicht vollständig abgeerntet, die letzten Rüben steckten noch in der Erde. „Weißt du noch“, sagte Fritz zu seiner verwunderten Frau, „die Mutter hat sich doch einmal ein grünes Blättlein gewünscht und ein handvoll Erde — von drüben, vom Grab ihres Jüngsten. Sie hat es vielleicht vergessen, aber —“

„Die paar Rüben bringe ich schon mit den Kindern heim“, fügte sie hinzu und spürte verwundert und ein wenig lächelnd eine freudige Ergriffenheit.

Zweitausend Kreuze standen dunkel auf hellem Grund. Da und dort hing noch eine Blüte am herbstlichen Stengel. Grasnarbe wucherte in den Sand.

Weitum sah er drei Dörfer im Rund, dann ging er den Weg, den er gekommen war zurück, um den Freund zur Heimfahrt wieder zu treffen, eine Handvoll Erde und ein grünes Blättchen in der Tasche, und ihm war, er spüre zur Seite des Bruders Schritt.

Erst am heiligen Abend erfuhr die alte Mutter, daß ihr Ältester am Grab des Jüngsten gewesen war. Ein Beben ging durch ihren Körper, als sie begriff, daß jener seltsame Wunsch vor Jahren in das Herz ihres sonst so kargen Sohnes gefallen war und sich eingenistet hatte. Ach, das Leben hatte ihr so wenig Weihnachtswünsche erfüllt, immer war es so gewesen, daß ihr Wünschen Halt vor den Wünschen der andern gemacht hatte. Sie nahm behutsam das grüne Blättchen und legte es in ihr Gesangbuch. Den Sand nahm sie fest in die Hand, diesen Sand vom Grabe ihres Jüngsten aus fremdem Land. Glich er nicht dem Sand in der Heimat aufs kleinste Körnchen? Rieselte er nicht eben so fein und leicht und vertraut durch die Finger? Eines ward gewiß, er würde ihren Sarg nicht schwerer machen. Sie schaute im Kreis umher, in diesem vertrauten Kreis, in dem wenig geredet und viel gearbeitet wurde, in dem man für gewöhnlich nüchtern und sachlich lebte, und sie fand kein Wort des Dankes, Sie gab Fritz die Hand und nickte ihm unter Dankestränen zu.

Hermine Maierheuser.

Hildegard schreibt dem Christkind

Es war in den Jahren des Unheils, Hungers und Schreckens. Im Umbruch aller Werte des menschlichen Lebens nahte die sechste Kriegsweihnacht. Aber selbst ihre Symbolik vermochte nicht, die Herzen der Menschheit wachzurütteln, zu tiefer Gläubigkeit auf Erlösung zu dem Erinnern, daß vor 2000 Jahren ein Kindlein geboren wurde, dessen strahlende Liebe die Botschaft des Friedens uns Menschen verkündete. Nur die Natur flocht in zeitloser Schönheit und immer gleichem Frieden an dem zarten Gewebe der Jahreszeiten.

Vielsagend, lebensnah und wundersam versöhnlich stimmt da das Erlebnis der Mutter, die an jenem Tag mit dem Kinde fern der Heimat das Weihnachtsfest erlebte. Hildegard ist damas 13 Jahre alt. Sie kennt kaum den Frieden, und Trauer ergießt sich leicht und schmerzhaft in das schwach schlagende Herz der Kranken, bis sie von dem Wunderbaren hört, das den Menschen gegeben ward, auf daß sie erlöst würden.

In dem schmalen hohen Raum sitzt das Mädchen still und bleich im Bett. Es legt das Buch der Bücher aus der Hand, auf den Zügen den Glanz der Zuversicht. Es fühlt sich, als läge es nicht irgendwo in der Welt, die zerfetzt und zerschossen nur lauter Kummer gebiert die nichts mehr achtet, als den Alltag mit irgendeinem seltenen Irrlicht der Freude. Es hofft, — und wartend schwebt indes seine Seele ruhig im Leuchten der Größe Gottes, seiner Güte durch des Propheten Wort staunend soeben zum ersten Male bewußt.

„Ich habe die Weihnachtsgeschichte gelesen“, sagt sie, als die Mutter leise das Zimmer betritt, um den kleinen Ofen zu schüren, und aus ihrer Stimme lächelt das zeitlose Gültige des ewigen Wunders der Heiligen Nacht herüber, das viele kaum mehr erkennen, weil sie müde geworden sind.

Die Frau tritt freudig zu ihr. Ihre Hände streichen liebkosend über das dichte Haar des Kindes. „Und hast du empfunden“, fragt sie froh, „wie wir verwachsen sind mit Gott und seinem Sohn, wenn wir in Ehrfurcht vertrauen und an sie glauben?“ Das Mädchen bejaht. „Ich will glauben“, sagt es; und alle kindliche Unvernunft zerbricht unter diesen Worten. Dennoch, es verlangt nach Papier und Bleistift um an den lieben Gott im Himmel und an das Christkind zu schreiben. Die Liebe und Reinheit des Christusknaben strömt bei diesem Tun in seine Seele, erneuert sich in ihm und spricht es rein von aller Sünde. Hat nicht Gott an diesem Tag seinen Sohn zur Erde gesandt, daß er die Welt von ihrer Sündenlast erlöse, ihr ihre Torheiten und Schwächen, ihren Hochmut nehme?

Behutsam nimmt die Mutter das weiße Blatt aus den schmalen Händen des Kindes. Ergriffen liest sie immer wieder die Worte „Lieber Gott und liebes Christkind im Himmel, ich habe nur einen Wunsch zum Weihnachtsfest. Laßt bitte die Flieger nicht mehr kommen. Ich will jede Nacht dafür beten. Hildegard.“ Und eine aus Leid und gläubigem Vertrauen gemischte Wunderstimmung erfüllt den Raum, als sie schweigend die bescheiden und demütige Bitte des Mädchens im Herzen dem Himmel übergibt.

Der Herr aber war gnädig und belohnte das kindlich vertrauende Beten in milder Güte. Denn nicht die Wünsche und Forderungen der Menschen sind ihm ausschlaggebend, allein die Unschuld und Demut, mit der sie gläubig bitten. Er gebot Einhalt dem Morden in den Stunden der Heiligen Nacht. Seltsam und wunderbar erschien sie den Menschen. Draußen blinkten die mit Schnee bedeckten Zäune wie die bizarren Gitter eines Eispalastes. Und sie, die von den winzigen Kerzenstumpfen hinausschauend den Blick zu den Sternen aufschlugen, vernahmen nicht mehr das Dröhnen der gewaltigen Bomberverbände, die aus der Ferne unheilverkündend heranzogen. Nur der lebendig gurgelnde Bach plätscherte trotz Eiseskälte so laut und hell, daß es schien, er triumphierte über Winter, Willkür und menschliche Macht, da die Welt sich für Stunden in Frieden ausatmete.

Marion Merten

Der Täter schreibt mit...

ROMAN VON ELSBETH KASTORFF

35. Fortsetzung

„Schulmädchen-Romantik“, unterbrach Fräulein Kärgli schroff. „Ich hoffe, daß Sie mit Ihrem klaren Verstand nicht zu derartigen Sentimentalitäten neigen. Wenn diese Augen schön sind, dann ist auch das Inferno schön. Denn Inferno glüht in diesen Augen — Mord und Verderben brennen in ihnen.“

Bei dem Wort „Mord“ hatte sich Fräulein Kärgli schwerfällig erhoben. Nun stand sie regungslos, als wäre kein Leben mehr in ihr, kurz, dick und unbeholfen. Um ihren Mund hatten sich zwei tiefe, bittere Falten eingegraben, ihr Haar klebte feucht an der Stirn.

Das Schweigen wuchs, und plötzlich vernahm Dagmar wieder das rätselhafte Ticken wie von einer Uhr.

„Woher?“ fragte sie und wandte sich um, „kommt dieses Geräusch?“

Fräulein Kärgli indes hob, statt zu antworten, Schweigen gebietend die Hand.

Im gleichen Augenblick war ein kurzes, knackendes Geräusch vernehmbar, wie wenn an einem Lichtschalter geknipst worden wäre. Dann war vollkommene Stille.

Jetzt hat es aufgehört“, flüsterte Dagmar, „Was tickte?“

Fräulein Kärgli stand noch immer lauschend. „Merkwürdig“, sagte sie leise, „hören Sie nicht Schritte?“

In der Tat waren nun Schritte hörbar, leise, wie von Teppichen gedämpft. Sie kamen aus dem Nebenzimmer, das, wie Dagmar wußte, Winnie bewohnte. Es war das Luxuszimmer des Hotels, ein weiträumiger, mit grünen Polstermöbeln bestellter Salon.

„Ich höre“, erwiderte Dagmar mit gedämpfter Stimme, „aber sagten sie nicht, daß Winnie fortgegangen sei?“

„Pst“, machte Fräulein Kärgli und setzte flüsternd hinzu: „Vielleicht ist sie soeben nach Haus gekommen. Vielleicht —“ sie machte eine Pause, „hat sie auch nur geschlafen. Jedenfalls sind es ihre Schritte, aus Millionen würde ich sie heraushören.“

Sie trat einen Schritt näher zur Wand und verfiel sogleich wieder in ihre reglose, angespannt horchende Stellung.

Dagmars Aufmerksamkeit indes wurde plötzlich von etwas anderem gefesselt. Auf dem runden Tisch, an dem sie saß, lag eine graue abgegriffene Schreibmappe. Und nun, da sie, sich vorbeugend, ihre Ellenbogen auf den Tisch stützte, gewahrte sie, daß zentimeterbreit, die Ecke eines weißen Briefumschlages, über den Rand hinausragte.

Sie hatte einen Impuls, folgte ihm aber nicht sogleich, sondern warf einen schnellen Blick auf Fräulein Kärgli, die halb abgewandt stand. Ihr ganzes Interesse schien nach wie vor den Geräuschen aus dem Nebenzimmer zu gelten.

Nun hob Dagmar den Deckel der Schreibmappe.

Erregt, mehr als erstaunt, bei alledem mit einem deutlichen Gefühl von Genugtuung, erblickte sie, was sie insgeheim zu erblicken gehofft: einen kuvertierten Brief, dessen Anschrift mit flammendroter Tinte geschrieben war!

Der Deckel entglitt ihrer Hand und, rasch aufstehend gewahrte sie Fräulein Kärglis verquollene Augen, die lauernd hinter den dicken Brillengläsern standen und auf sie gerichtet waren. Ein geisterhaftes Lächeln lag um ihren Mund, es war das erstemal, daß Dagmar Fräulein Kärgli lächeln sah, und sie bebte davor. Ihr Herz schlug bis in den Hals hinauf, sie war unfähig ein Wort hervorzubringen.

„Wollen Sie so liebenswürdig sein“, sagte Fräulein Kärgli, deren Stimme plötzlich eigentümlich schnarrte, „Winnie diesen Brief zu übergeben?“

Dagmar zögerte und schwieg verlegen. Langsam erhob sie sich, trat einen Schritt zurück und noch einen halben.

„Den Brief“, mahnte Fräulein Kärgli und deutete auf die Schreibmappe, „vergessen Sie den Brief nicht.“

Dagmar, indem sie den Brief an sich nahm, verabschiedete sich mit ein paar hastigen Worten, wobei sie es vermied, Fräulein Kärglis Blicken zu begegnen. Erst an der Tür wandte sie sich um, und ihre Blicke trafen Fräulein Kärglis breiten, runden Rücken. Sie hatte die Hände auf das Fensterbrett gestützt und schien hinauszusehen: hinüber, wie es ihr vorkommen wollte, zu jenem Fenster, hinter dem ihr, Dagmars, Badezimmer lag . . .

Achtes Kapitel

„Es schneit“, sagte Inspektor Prins, indem er seine kleinen, mißtrauischen Augen über den mit roter Tinte beschriebenen Briefumschlag hinweg dem Fenster zuwandte, „merkwürdig, so oft Sie zu mir kommen, beginnt es zu schneien. Das drittemal in diesem Winter. Habe ich Ihnen schon gesagt, daß ich den Schnee liebe?“

Dagmar zog unwillig die Nase kraus. „Mich interessiert dieser Brief, der Schnee ist mir zutiefst gleichgültig.“

Seine stecknadelgroßen Pupillen trafen ihre Nasenspitze. „Sie sind ungeduldig und nahe daran, Ihre Nerven zu verlieren. Das ist schade. Jetzt beginnt der Endspurt.“

„Ich bin vollkommen ruhig“, entgegnete Dagmar und spürte, wie seine Blicke sich auf ihren Hals richteten, auf dem rote Flecke der Erregung sich von dem Weiß ihrer Haut abhoben. Sie senkte ihr Kinn und fuhr mit gedämpfter Stimme fort. „Ich bin in Eile, das bedrängt mich. Ich möchte den Brief nicht unterschlagen.“

„Hier“, sagte er, indem er ihr den Brief reichte, „übergeben Sie ihn Winnie van Royen unerbrochen und unversehrt.“

Dagmar sah ihn aus schmalen Augen an. „Wollen Sie nicht erst feststellen lassen, ob —“

Er hob die Hand, sprach aber nicht sogleich, sondern betrachtete eine Zeitlang den Boden zu ihren Füßen.

„Der Flammenschreiber“, sagte er dann mit seiner unangenehm gleichförmigen Stimme, „hat offenbar die

gleiche Feder benutzt, mit der Fräulein Kärgli ihre resignierten Weisheiten zu Papier bringt. Ich habe das an Hand früherer Briefe bereits feststellen lassen. Allein —“, er umschloß sein Kinn mit der Hand, „— diese Tatsache, so merkwürdig sie Ihnen auch erscheinen mag, beweist nichts.“

„Nichts? wiederholte sie. „Der Flammenschreiber ist der Mörder! Sie selbst haben es einmal gesagt! Und die Kärgli ist es, die die Botschaften verfaßt hat. Sie haßt Kordanoff, sie will ihn vernichten. Sie kennt ihn von Kairo her, was Sie zweifellos schon lange wissen, nur nicht für nötig befunden haben, mir zu sagen. Warum eigentlich haben Sie es mir nicht gesagt? Warum haben Sie mir verschwiegen, daß Kordanoff Eintänzer ist?“

„Was besagt das?“ versetzte er gleichmütig. „Ich war sicher, daß Sie es ohnehin erfahren würden.“

„Was verschweigen Sie mir noch?“ rief sie.

Er blickte auf die Spitze seiner langen dünnen Zigarre. „Haben Sie die Güte, Ihre Frage zu präzisieren.“

Dagmar warf ihm einen ergrimmten Blick zu. Eine Weile war Schweigen zwischen ihnen. „Ich nehme an“, sagte sie dann mit ruhiger, sicherer Stimme, „daß die Kärgli auch Madelon Oudenaar gekannt hat, zu einer Zeit vielleicht, als sie noch nicht Madelon Oudenaar war, sondern Kordanoffs Geliebte.“

„Madelon Vergniaud“, warf er ein, „das war ihr Mädchenname. Wissen Sie, daß Madelon Vergniaud einmal im Hotel Regina gewohnt hat — mit Kordanoff?“

Dagmar schüttelte den Kopf mit halbgeöffnetem Munde indes der Inspektor zu sprechen fortfuhr.

Fortsetzung auf der nächsten Seite

Hohe Nacht
DER KLAREN STERNE

Hütten liegen in Bergwäldern verstreut. Sie schlafen viel, aber manchmal in weißen Nächten werden sie seltsame Dinge will von einer Begegnung erzählen von einer Christnacht; aber ihr sollt kein großes Erlebnis erwarten, sondern nur etwas wie traumhaftes Geschehen, das sich vielleicht gespenstisch wiederholt, irgendwo und überall, solange diese Erde kreist und solange Herzen schlagen.

Auf Schneeschuhen steige ich aufwärts in den weihnachtlichen Wald. Es hat tagsüber bei Ostwind geschneit, und ich weiß, daß auf solchen Schneefall die unerhört glanzvollen Nächte kommen. Während ich durch den tiefen Neuschne spure, sinken die letzten Schleier, und dann öffnen sich über mir im Dunkel die ungezählten Augen der Welt. Manchmal wollen wir einsam sein; manchmal brauchen wir die Stille.

Ich steige höher und höher; das Tal versinkt, die Nacht hat alle Tore geöffnet. Einmal, während ich wandere, denke ich dieses: jetzt brennen hunderttausend Tannenbäume, in Hütte und Palast, in Gasse und Winkel, zwischen Glück und Träne, überall, wohin meine Gedanken schweifen. Wo ist dein Baum? Wo brennen deine Kerzen?

Weiße Last beugt die Äste. Manchmal rieselt es auf mich herab, und das ist wie Streicheln einer kühlen Hand. Ich weiß, daß Wald und Berge meine Freunde sind und daß ich dem Fels verschwistert bin von Anbeginn. Darum muß ich aufwärts steigen bis in die funkelnde Höhe, wo im Joch die verschneite Hütte auf mich wartet. Unerwartet treffe ich auf Spuren im Neuschnee. Spuren im Schnee sind Gefährten: sie leben und strömen lebendigen Atem aus. Jeder, der auf Schneeschuhen allein durchs Gebirge zieht, weiß das. Spuren sind Begegnungen; haben Laut und Stimme; fast kann man plaudern mit ihnen. Zwei Menschen sind hier aufwärts gestiegen. Die Fährte windet sich unter uralten Tannen hindurch. Ich bin nicht mehr allein, denn diese Spuren haben meine Einsamkeit bevölkert.

Während ich so dem lebendigen Pfad nachstrebe, glaube ich mit einem Male ein fremdes Leuchten zu sehen. In silbernen Reflexen wirft sich eine matte Gloriole über den Schnee. Dieses Licht wächst, und dann sehe ich plötzlich, ganz überraschend, seine Herkunft.

In einer Mulde, wo eine niedere Hütte liegt, brennt im Freien ein Baum. Eine niedere Tanne ist mit roten Kerzen besteckt und funkelt in die weiße Nacht. Und vor dem Baum stehen zwei Menschen und scheinen versunken. Ein junges Paar, weiß Gott. Sie stehen in der Kälte und starren in den brennenden Baum. Ganz still stehe ich, während der Frost mich umschleicht. Fast will ich weich werden und gerührt. Ich stehe hier wie ein Dieb und stehle mir etwas vom fremden Glanz, nehme verborgen teil an einer melancholischen Gemeinsamkeit.

So ist es: wir sind Kreaturen in der Nacht; in uns und um uns das Rätsel; Aufgang und Niedergang; kreisende Welt; Raum und Zeit und das große Fragezeichen. Nein, ich will nicht eure Stunde zerstören. Ich will verborgen bleiben, ein Lauscher in der Nacht, ein Bestandteil von Wald und Fels und schweifender Höhe. Weiter oben im Joch, wo keine Bäume mehr sind, liegt meine Hütte. Ich will behutsam weitergehen. Da wendet die junge Frau den Kopf und schaut zu mir herüber; so, als ob ich sie gerufen hätte. Einen Herzschlag lang sehe ich diese Augen, die mich nicht erkennen können, weil der Mantel der Nacht über mir liegt. Ich wende mich und will gehen. Da hält es mich zurück; ich weiß nicht, warum ich bleiben muß. Zwischen den Tannen streife ich umher. Eine überglänzte Fläche lockt mich. Ich fahre ein Stück ab; in einer jagenden Fahrt grabe ich tiefe Narben in den fleckenlosen Hang. Langsam steige ich wieder aufwärts und sehe, daß der Baum erloschen ist.

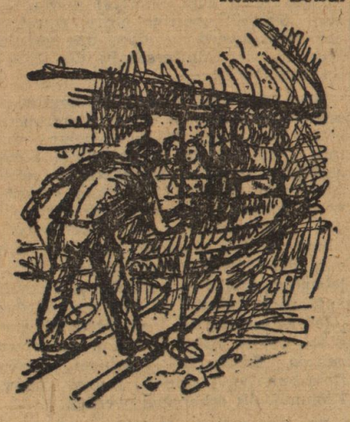
In der Hütte brennt ein gelbes Licht. Dort halten zwei Menschen glückselige Zwiesprache... Wer sind diese Menschen? Ich weiß es nicht. Was sollen Namen um eine silberne Stunde. Wie ist ihr Schicksal, ihr Leben, das Geheimnis ihrer Brust? Ich weiß es nicht. Ich schleiche mich an das niedere Fenster und schaue hinein. Ein Späher bin ich in der Nacht der Berge; ein streifender Seelendieb, der nach der ewigen Melodie der Menschheit sucht. Mein Gesicht bringe ich nahe an die Scheibe. Das alles ist wie Gaukelspiel. Ich sehe die beiden am Tisch sitzen. Der Tee dampft. Gelbes Licht strahlt von der Kerze aus. Alle Bewegungen sind schemenhaft, schattenhaft und manchmal höre ich ihre Stimme wie hinter Vorhängen. Ich kann mich nicht trennen von diesem Anblick; es geht wie Wärme von solcher Zweisamkeit aus. Einmal habe ich flüchtig den Wunsch, hineinzugehen in die Hütte, um teilzunehmen an diesem einsamen Fest. Still hineintreten, ein Wanderer aus der Nacht, und jedem die Hände reichen.

Wieder wendet die junge Frau den Kopf und schaut zu mir nach dem Fenster. Ich weiche zurück. Bevor ich gehe, sehe ich noch, wie der junge Mann eine Gitarre von der Wand nimmt. Dann höre ich Gesang, aber er ist fern, unendlich fern. Ich fühle, dies muß eine fremde Melodie sein; ein Lied, das ich nie gehört habe; vielleicht aus der ungedämmten Weite, in der alle törichten Wünsche liegen.

Ich gehe. Nachdenklich bin ich geworden, während ich meine Fährte bergauf ziehe. Oben wird die Nacht noch heller und bricht auf wie eine Blüte. Bald werde ich die letzten Bäume hinter mir haben.

Dann kommt mein Bruder, der Fels.

Roland Betsch



Wachst du oder träumst du?

Ein Wachtraum: Aus weiter Ferne kommt ein Zug auf dich zu — nah und näher mit jeder Sekunde. Kennst du dieses Gefühl? Traumverloren, aber doch wachen Auges schaust du in eine ferne Wirklichkeit und trachtest ihn darin zu erkennen — einen Menschen, der dir lieb ist.

Sie wurde ihm nicht leicht gemacht, diese Reise um deinetwillen, eine Reise mit dem Ziel, zwei Jahre lang Getrennte endlich zu vereinen. Schicksal und Glück, nach menschlichem Begehr und Recht befragt, haben letztlich doch ja gesagt und ihm ein Papier ans Herz (in die Brieftasche) gelegt, das die mit viel Kunst und menschlichem Unverstand geschmiedeten Tore zu öffnen vermag. In vier Sprachen tut es das kund und soll doch die Reise durch nur e i n Land ermöglichen, das e i n e Sprache spricht.

Alle Stunden, Tage und nun schon Jahre zwängen sich alte und junge Menschen, denen die stumme, schmerzvolle Sehnsucht nach ihren Lieben, nach Weib und Kind gemein, zwischen den beharrlich enggesteckten Grenzpfosten hindurch.

Das Weihnachtsfest ist dieser Menschen hohe Zeit, ich weiß eine wundersame Geschichte davon zu sagen. Alle Jahre wieder ereignet sie sich am rauhen Gebirgskamm zwischen der südlichen und östlichen Zone, just dort, wo sich der Weihnachtsmann sein Heimatland erkoren haben soll.

Jemand kommt den Kirchberg herauf. Pelzbemützt, mit wachen Augen und langem, schlohweißen Bart, einen Schlüsselbund an der Linken wippend, daß er gewichtig klimpert, tief in der Manteltasche vergraben die andere Hand. Ein Frohgemuter, wenngleich von der Bitternis der Zeit nicht Verschonter — der Glöckner des Bergkirchleins. Über den verschneiten Kirchhof stapft er zum Seitenpförtchen, das beim Öffnen leise knarrt. Wir treten ein mit ihm in die altertümliche, stilvolle Kirche. Heute — und dies nun versinnbildlicht die Tragik unserer Zeit — ist ihre in Höhen und Tälern weitverzweigte Gemeinde durch eine erbarmungslos gezogene Grenze brüsk geschieden.

Aber an der Berglehne drüben wohnt jemand, der sich auf das Orgelspielen so gut versteht wie je. Einmal im Jahr seit der ersten Kriegsweihnacht darf er herüberkommen, um Weihnachtslieder zu üben für die festlichen Stunden.

Gestern oder vorgestern durfte es wiederum geschehen; denn Christnacht ist es bald und eine feierliche Mette wird hüben und drüben zusammenführen. Es ist ein wehmütiger und doch tröstlicher Brauch geworden während der letzten Jahre.

Es hängen schon große, kunstvoll gesägte Adventslaternen unter den doppelten, ringartig geformten Emporen und ein riesiger Adventskranz in der Mitte. Am Altar vorn stehen hochgewachsene Tannenbäume. Richtig heimelig ist es im Kirchlein. Der Organist hat sich unterdessen an das Instrument gesetzt. Hört ihr die liebliche Weise? Nun fehlen nur noch die Gebirgler, die alten und die jungen. Sie jedoch schnitzen und drechseln emsig in den niedrigen Häuschen ringsum; denn noch ist der Heilige Abend nicht angebrochen.

Während eine zweite Melodie erklingt, nimmt uns der Glöckner stumm bei der Hand und führt uns seitlich die schmale, hölzerne Stiege zum Glockenboden hinauf. Dreimal am Tage steht er da droben, um die Glocken zu läuten und das Uhrwerk aufzuziehen. Und sendet den Blick nach allen Seiten hin ins deutsche Land, zuvörderst nach den nahen Hütten, darin die freundnachbarliche Einkehr versagt ist.

Auf den ersten Stufen, die sich höher zum Turme winden, stehen sechzehn sturmfeste Laternen mit blankgeputzten Scheiben und langen Kerzen dahinter. Sie werden an allen Festtagen bis zu Hohneujahr zwischen Nachmittag und spätem Abend ums Kirchendach einen Lichterkranz bilden. Wenn er zum ersten Male erstrahlt, dann ist das Christkind da. Die Kurrendesänger, in weite, lange Mäntel gehüllt, werden die frohe Botschaft vom Turme künden. Und all die Menschen auf den Höhen und in den Tälern werden das Schnitzmesser endlich beiseite legen, um Einkehr zu halten in ihrer festlich geschmückten Kirche, einander die Hände zu schütteln und fröhliche Weihnacht zu wünschen, so wie einst und immer.

Jenen aber, denen die Grenze längs durch unser Vaterland heuer nicht überbrückbar, denen darum auch das beglückende Gefühl des sich nahenden Zuges mit einer sehnlich erwarteten Fracht nicht eigen sein kann, mag diese sinnvolle Begebenheit auf eines deutschen Berges Kamm versöhnliches Symbol unverbrüchlicher Zusammengehörigkeit sein.

Esther Isti.

Das kahle Weihnachtsbäumchen

Dies war nun die zweite Weihnacht, die Hans Möhler fern dem heimatlichen Dorf zu feiern gezwungen war. Er fühlte sich in der zerstörten, von Menschen wimmelnden Stadt heute einsamer als je, Zwar hatte ihn die Tochter des Hauses eingeladen, an der Familienfeier des Heiligen Abends teilzunehmen, und die Hauswirtin war mit dem dünnen Nachmittagskaffee in seinem Zimmer erschienen und hatte die Bitte der Tochter unterstützt. Wenn er auch, was sie verstehe, zu der eigentlichen Bescherung nicht kommen wolle, so müsse er doch zum Abendbrot ihr Gast sein... Nein, danke, er wolle allein bleiben; er habe ja auch ein Paket von der Mutter bekommen und Briefe von Menschen, mit denen er sich verbunden wisse.

Am späten Nachmittag kam noch ein Paket. Der Freund hatte ihm ein junges Tannenbäumchen geschickt und geschrieben, das Bäumchen müsse noch an diesem Abend eingepflanzt werden. Es dürfe aber weder mit Kerzen noch mit Schmuck behaftet werden; so, wie es gewachsen sei, solle es vor ihm stehen.

Hans schüttelte den Kopf ob dieser seltsamen Forderung; aber von den Worten des Freundes ging eine solche Bestimmtheit und Kraft aus, daß er sich wie unter dem Zwange eines guten Befehls unverzüglich mit dem Bäumchen auf den Weg machte, um in einer Gärtnerei Blumentopf und Erde zu holen. In dieser Stunde aber, kurz vor Ladenschluß, hatten die Leute alle Hände voll zu tun, und er war froh,

Zeichnungen (4): H. Bauschert

daß es ihm endlich gelang, wenigstens einen großen Blumentopf zu erstehen. Wo aber sollte er in der steinernen Unfruchtbarkeit der Stadt Erde erhalten? Ziellos ging er durch die langen Straßenzeilen, an Hunderten von Häusern vorüber. Hinter den Fenstern sah er hie und da Christbäume im Kerzenglanz und hörte gedämpfte Weisen wie aus einer fernen Welt, zu der er keinen Zutritt hatte.

Als er endlich die letzten Häuser hinter sich hatte und das weite Feld dunkler Unergründlichkeit sich vor ihm auftat, wurde ihm leichter ums Herz. Ein lauer Wind umfächelte ihn. Ihm war, als taste die Dunkelheit mit unsichtbaren Händen prüfend an ihm auf und ab. Mit unsicheren Füßen schritt er auf dem aufgeweichten Feldwege aus, sich ab und zu umblickend, bis er das Dasein der Stadt nur noch aus jenem matten Glanz am Himmel erraten konnte, der Nacht für Nacht wie

eine ungeheure Kuppel voller Stille über das tosende Straßengewirr gewölbt war.

Hier war nun allenthalben Erde, Erde in Fülle. Er ging einige Schritte vom Wege ab über die Weidegründe. Am Rande eines schmalen Wassergrabens kniete er nieder und wühlte in der lockeren schwarzen Erde, um den Blumentopf zu füllen. Der Geruch des Bodens, der ihm erst kaum bewußt wurde, füllte immer stärker und belebender seine Lungen, ihm war, als ströme eine unbekannte Kraft in ihn ein, die ihn auf eine geheimnisvolle Weise mit dem Mutterboden des Lebens verband. Er wuchs in dieser Stunde, er fühlte sich gehalten und genährt, seine Mutter war ihm nahe, undeutlich sah er ihr Gesicht, und der Wind, der ihn vorhin noch wie ein feindliches Wesen zu betasten schien, war Atem eines guten, liebenden Mundes.

Mit behutsamen Händen pflanzte Hans das Bäumchen in die frische Erde des Blumentopfes; kein Flitterschmuck, keine Kerze störte des Baumes reines Wesen, in dem sich dem Erstaunten in der Einsamkeit der Winternacht das Leben offenbarte. Wie ein Heiligtum trug er dann das Bäumchen zurück in die Stadt. Der Kerzenschein der Christbäume hinter den Fenstern gab ihm nicht mehr das bittere Gefühl des Alleinseins, ihm schien vielmehr, als strahle sein Bäumchen einen helleren Glanz, den niemand außer ihm zu sehen vermochte.

Otto Gillen

HEITERES FESTLICHES

Die Erfüllung

„Wenn ich einen Monat ganz artig bin", erzählt Klein-Ilschen, „dann bekomme ich zu Weihnachten eine schöne Puppe. Aber ich glaube, so lange kann ich gar nicht artig sein!"

„Oooch", zuckt da Klärchen die Achseln, „das ist nicht so schlimm! Mein Papa hat im vorigen Jahr auch so etwas ähnliches gesagt. Und dann habe ich kurz vor Weihnachten zwei Fensterscheiben eingeworfen, die Lore verhauen und die ganze Heidelbeermarmelade aufgegessen, und als dann Weihnachten da war, habe ich das Brüderchen, das ich mir gewünscht hatte, doch bekommen!"

Der Nachbar

„Ich glaube, unser Nachbar ist nicht so sehr davon begeistert, daß Bubi zu Weihnachten vom Vati eine Trommel bekommen hat!"

„Warum glaubst du das?"

„Weil er dem Jungen ein altes Taschenmesser geschenkt hat und ihn fragte, ob er wüßte, was in der Trommel drinnen sei!"

Kennzeichen

„Nun, Schatz, wie hat dir mein Weihnachtskonfekt geschmeckt?" fragt die junge Frau ihren Eheherrn. „Es war nämlich ein ganz neues Rezept von mir."

„Dachte ich mirs doch, Liebling! Mir ist auch auf ganz neue Art übel geworden!"

Der Bräutigam

Fritz ist nun schon fünf Jahre mit Hulda verlobt. (Manchmal zieht sich so eine Sache eben wirklich auffallend in die Länge!)

Und wieder einmal standen Braut und Bräutigam unterm Weihnachtsbaum, zum sechsten Male. Huldas Papa hat sich schon lange gesagt, daß doch endlich einmal was daraus werden müsse. Jetzt kann er sich, wenn auch der Moment nicht besonders gut gewählt ist, nicht enthalten, auch dem dauerhaften Verlobten etwas zu sagen.

„Na, mein Lieber, nun hoffe ich aber, daß du das nächste Mal nicht mehr als Bräutigam hier sein wirst."

Da erschrickt Fritz und stammelt:

„Ach Gott — — soll ich denn dann einsam und allein Weihnacht feiern?"

Die vollen Schüsseln

In der Schule sollten die Kinder in einem Aufsatz schildern, was ihnen der Nikolaus alles gebracht habe. Einer der Buben schrieb:

„Wir stellten Schüsseln vor die Tür und unsere Eltern machten eine kleine Bescherung hinein!"

Das Christkindchen

Während Mutti alles zur Bescherung herrichtete, hielt das Dienstmädchen die beiden ungeduldigen Kinder mit Not und Mühe beisammen. Heinzchen will auf einmal „mal raus".

„Das geht jetzt nicht, Bubi", belehrte das Mädchen. „Das Christkindchen ist draußen".

Als nun bald darauf die Lore auch „mal raus" will, belehrt es Bubi: „Sei ruhig, Mädi, es geht ja nicht, das Christkindchen ist doch drauf!"

Ärgerlich

„Die ganze Weihnachtsfreude ist mir verdorben!", schimpfte Onkel Paul.

„So — — hat sich deine Schwiegermutter angemeldet?"

„Nee!"

„Oder hast du zu tief in den Geldbeutel greifen müssen?"

„Oooch nicht! Aber Heilig-Abend fällt in diesem Jahr ausgerechnet auf'n Samstag, und da ist doch unser Skatabend!"

Der schwerste Weg

Wir haben den schwersten Weg betreten, den ein Mensch — und gar ein Volk! — gehen kann: den Weg der Aufrichtigkeit, den Weg der Liebe. Gehen wir diesen Weg zu Ende, dann haben wir gewonnen. Dann ist dieser lange Krieg und diese schmerzliche Niederlage unser gutes, verdientes, zu Wert und Zukunft verwandeltes Schicksal geworden, unser Besitz und Stolz, nicht mehr unsere Krankheit und Wunde. Aufrichtigkeit ist eine gute Sache, aber sie ist wertlos ohne die Liebe. Liebe heißt jede Überlegenheit, jedes Verstehenkönnen, jedes Lächelnkönnen im Schmerz. Liebe zu uns selbst und unsrem Schicksal, herzliches Einverstandensein mit dem, was das Unerforschliche mit uns will und plant auch wo wir es noch nicht übersehen und verstehen können — das ist unser Ziel.

Hermann Hesse

Vor sechs Jahren hätten die beiden im „Regina" gewohnt, unter recht dürftigen Umständen. Sie wären so arm gewesen, daß sie ihre letzte Hotelrechnung nicht mehr hätten bezahlen können und geflohen wären in der ersten dunklen Nacht nach einem strengen Winter. Zwei Jahre später — das Hotel hatte inzwischen den Besitzer gewechselt, und die beiden jugendlichen Zechpreller waren lange vergessen gewesen — hatte Kordanoff den Rechnungsbetrag mitsamt einem Gulden für den Hoteldiener von Südamerika überwiesen. „Ein bemerkenswertes Zeichen von Rechtschaffenheit — finden Sie nicht?"

„Die Kärgli", versetzte Dagmar, „weiß von anderen Eigenschaften zu erzählen. Mord und Verderben brenne in seinen Augen, sagt sie. Und daß sie es sagt, ist mehr als bemerkenswert, es ist geradezu verdächtig. Sie mag diese rührende Geschichte nicht kennen, sie wird auch nicht wissen, daß Kordanoff niemals in Bangkok war, sonst hätte sie ihn nicht belastet." Sie rückt auf ihrem Stuhl vor. „War die Kärgli in Bangkok?" fragte sie.

„Nein", sagte er. „Die Kärgli war in Kairo, als Madelon Oudenaar erschossen wurde. Ihre Mörderin ist sie also gewiß nicht. Ungewiß ist jedoch, wann die Madelon zuletzt sah. Sie behauptet, sie seit ihrer Ehe mit Lodewijk Oudenaar nicht mehr begegnet zu sein, und es ist möglich, daß sie die Wahrheit zu sprechen vermeint."

„Vermeint?" unterbrach ihn Dagmar scharf. „Das verstehe ich nicht."

Er fuhr unverdrossen fort, ohne ihren Einwand zu beachten. „Es ist aber auch möglich, daß sie bewußt leugnet. Wir müssen herausbekommen, was wahr ist, das eine oder das andere. Es ist von größter Wichtigkeit. Wir müssen endlich Beweise in die Hand bekommen, den einzigen, unwiderlegbaren Beweis, den es gibt: das Geld, die hunderttausend Gulden, die sich in Lodewijk Oudenaars Brieftasche befanden. Ein stattliches Bündel Banknoten, sollte man meinen, das sich so leicht nicht verstecken läßt."

„Sie vermuten es bei der Kärgli?" fragte Dagmar schnell.

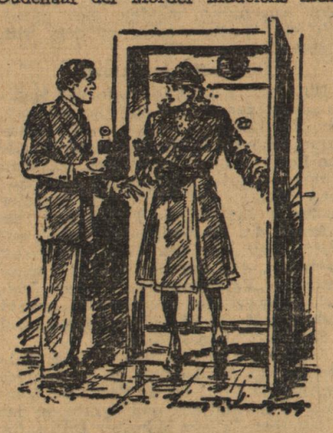
„An Ihnen ist es, zu vermuten. Wenn Sie der Ansicht sind, daß die Kärgli Lodewijk Oudenaar vergiftet hat, dann schreiben Sie das in Ihrem Roman."

Dagmar ließ resigniert ihre Arme sinken. „Der Flammenschreiber behauptet, daß es nur einen Mörder gibt, und ich denke, daß er es wissen muß. Oder", fragte sie, „hat Appeldoorn den Mord an Madelon Oudenaar etwa eingestanden?"

Zu ihrem Erstaunen erfuhr sie sogleich, daß Appeldoorn nicht wegen Mordverdachts, sondern lediglich wegen Irreführung der Polizeibehörde verhaftet worden war. Das Fläschchen, das Dagmar im Park des Oudenaarschen Grundstückes gefunden, war ein Beweis für sein Vergehen, für das einzige Vergehen aber offenbar, dessen Prins ihn für schuldig befand. Gegen eine entsprechende Kaution sollte Appeldoorn noch vor Ablauf des Tages wieder auf freien Fuß gesetzt werden.

Abermals verlor Dagmar ihre Selbstbeherrschung. Wer, fuhr sie auf, könne dann der Mörder Madelon Oudenaars sein? Wer außer Appeldoorn wäre dann in Bangkok gewesen? Frederik Oudenaar am Ende? So stimme es, was Seggers behaupte, daß Frederik Oudenaar nicht auf seiner Jagd in Luxemburg gewesen, sondern —

Prins fiel ihr ins Wort. „Betrachten Sie als erwiesen, daß auch Frederik Oudenaar der Mörder Madelons nicht



ist. Im übrigen stimmt durchaus nicht, was Seggers behauptet. Frederik Oudenaar war nicht allein auf seiner Jagd, sondern sein Neffe Herbert war in seiner Begleitung."

„Herbert . . .?" Mit zitternden Blikken und angehaltenem Atem sah sie ihn an.

Er aber wandte sich dem Fenster zu, hinter dem in dichten Flocken der Schnee fiel.

„Viele Wege führen nach Rom", sagte er endlich. „Sie aber suchen sich den umständlichsten. Warum halten sie sich nicht an die Tatsachen? Was Sie über den Tod Madelon Oudenaars wissen, ist so gut wie nichts. Sie wissen nicht einmal, ob es Mord war. Lodewijk Oudenaar mag es geglaubt haben, und der Flammenschreiber behauptet es. Muß es stimmen? Kann der eine nicht geirrt haben, während der andere Sie irreführen will? Der Schraubverschluß", fuhr er fort, „der im Zimmer Lodewijk Oudenaars gefunden wurde, ist etwas Greifbares, und Sie erwähnten vorhin, daß er ein Beweis sei. Was haben Sie sich dabei gedacht?"

Sie sann seinen Worten eine Zeitlang nach. Etwas gewaltsam Leidenschaftsloses prägte sich in ihrem Gesicht aus. „Es ist bedeutungslos, was ich vorhin dachte", sagte sie mit fremder, harter Stimme. „Ich werde die Kärgli in meinem nächsten Kapitel belasten."

„Tun Sie's, warf er ein.

„Es wird das vierte Kapitel meines Romans sein", fuhr sie unverändert fort, und im fünften wird sich der Ring schließen. Ich hoffe, Sie werden zufrieden mit mir sein."

Sie erhob sich, im gleichen Augenblick verließ auch Prins seinen Sitz. Er trat nahe vor sie hin, und zum ersten Male sah er ihr direkt in die Augen. „Sie werden Ihre Arbeit unverzüglich abbrechen", befahl er. „Sie werden keine Zeile mehr schreiben. Jedes weitere Wort bringt Sie in Gefahr!"

„Ich fürchte mich nicht," versetzte Dagmar kalt.

Er beachtete ihren Einwand nicht. „Ich rühme mich nicht, Gedanken lesen zu können, aber ich weiß, daß Sie nun das Ende sehen. Der Flammenschreiber darf nichts davon erfahren. Niemand darf davon erfahren. Man hält Sie für eine Agentin der Polizei, man beobachtet Sie und weiß von Ihren Besuchen bei mir. Man fürchtet Sie — mehr als mich wahrscheinlich. Darin besteht die Gefahr."

„Wollen Sie mich ernsthaft warnen?"

„Ja." Er legte seine Hand auf ihren Arm. „Es ist meine Pflicht, Sie zu warnen. Zweierlei verlange ich von Ihnen: Erstens müssen Sie ihre Besuche bei mir einstellen. Das soll aber nicht etwa bedeuten, daß ich auf Ihre weitere Mitarbeit verzichten will, im Gegenteil. Ich bin gespannt, zu vernehmen, was der Flammenschreiber Ihnen geantwortet hat auf Ihre Frage nach seinem geheimnisvollen Sein —"

„Seine Antwort", unterbrach ihn Dagmar, „käme einem Geständnis gleich, darum wird er sich hüten, zu antworten."

„Gleichviel — Sie dürfen nicht mehr zu mir kommen. Sie müssen es aufgeben, die Rolle der Detektivin zu spielen. Sie könnte Ihnen zum Verhängnis werden. Punkt zwei!" rief er und nahm seine Hand von Dagmars Arm. „Sie werden unverzüglich Vorbereitungen für Ihre Abreise treffen. Koffer packen, sich eine Fahrkarte besorgen lassen und dergleichen. Der Fall Oudenaar geht Sie nichts mehr an. Sie sind Schriftstellerin und keine Agentin meiner Behörde! Sie haben einen sensationellen Stoff gesucht, und nun können Sie Ihre Zelte abbrechen. Die Wirklichkeit ist ohne Wert für Sie und ohne Interesse. Auf die Gefahr hin, belächelt zu werden, müssen Sie das aller Welt deutlich machen. Am besten machen Sie's Seggers klar, das ist so gut, als wenn Sie's in die Zeitung setzen ließen." Er lächelte ohne einen Anflug von Spott. „Übermorgen", fuhr er fort, „werden Sie also reisen. Bis dahin wird mehr Licht um uns sein. Und keine Zeile mehr bis dahin — verstehen Sie mich?"

„Ohne ein weiteres Wort."

„Sorgen Sie dafür, daß man Ihnen glaubt", sagte er, indem er ihr die Hand reichte. „Ich baue auf Ihre Vernunft. Rufen Sie mich an, irgendwo werden wir uns zusammenfinden."

„So mich die Kugel des Mörders verfehlt", setzte Dagmar mit theatralischer Düsterkeit hinzu.

Auf der Treppe begegnete Dagmar Frederik Oudenaar. Er trug einen eleganten dunkelblauen Mantel und ein Halstuch aus gelber Seide. Seine Hände steckten in makellos reinen gelben Waschlederhandschuhen.

Er verhielt im Steigen den Schritt und sah zu ihr auf, die, drei Stufen höher, gleichfalls innehielt. Ein gefrorenes Lächeln lag um seinen Mund, während seine Augen sich spöttisch zusammenzogen. Er lüftete den Hut und machte, im Gehen schon wieder, ihr eine knappe Verbeugung. Dann schritt er weiter, den kalten, grauen Blick geradeaus gerichtet...

(Fortsetzung folgt)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Für die Frau

Die große Chance

Die Hamburgerin Ilse Seringowski, Lehrerin, mit blauen Augen, klein, etwas rundlich, vorerst noch nicht geschieden von ihrem polnischen Mann, hat in wenigen Tagen schon über 400 Heiratsanträge aus Amerika erhalten. Es begann damit, daß sie eines Tages beschloß, ihr nächster Mann müsse ein Amerikaner sein. Blind tippte sie mit einem Bleistift auf die Karte von Nordamerika, erwischte Gettysburgh in Süddakota, schrieb an den Bürgermeister, und sammelt nun die männlichen Angebote ein. Allerdings hat sie einiges versprochen. Nämlich den Busen Jane Russels und die Beine Betty Grables. Das sind immerhin überzeugende Argumente für eine glückliche Ehe.

Man muß mit den Waffen kämpfen, die einem gegeben sind. Nicht jedes Mädchen kann sich so attraktiv brüsten, wie diese Ilse in ihrem Werbeprospekt nach den USA. Aber keine Aufregung, meine Damen, die Männer sind besser als ihr schlechter Ruf. Sie heiraten selten oder nie nach dem äußeren Augenschein. Sie werden geheiratet. Von klugen Frauen, die den richtigen Augenblick mit den richtigen Mitteln nützen. Denn nur auf den richtigen Augenblick kommt es an! Natürlich auch auf die richtigen (weiblichen) Mittel! Ich behaupte — und ich spreche aus Erfahrung! — jeder Junggeselle kann zur Strecke gebracht werden. Es ist freilich eine harte Arbeit.

Um die Weihnachtszeit werden alle Jungfrauen aktiv. Jetzt blüht die einmalige große Chance, zu legitimieren, was im Frühjahr mit Risiko begann. Eine heiratsfähige Tochter unterm brennenden Christbaum ohne Verlobungsanzeige ist ein Fiasko. Hier müssen schwerwiegende taktische Fehler vorgekommen sein. Denn die meisten Männer haben sich im weihnachtlichen Kerzenschimmer — halb zog sie ihn, halb sank er hin — den Verlobungsring über den Finger gestreift.

Was eindeutig für die Männer spricht. Und gegen die Überzeugungsgewalt der Pulloverfigur. Damit zwar kann man Männer verführen, aber nicht unbedingt zum Traualtar. Hierzu müssen sanftere Gewalten walten. Es ist das Gemüt, was den Junggesellen umwirft. Es ist der Kerzenschimmer, der zärtlich im Auge der Geliebten schimmert, der Christstollen, der lieblich duftet, und es sind die gar rührenden Tränen der schönen Täuschung auf den Wangen der Schwiegermutter, was die Festung männlicher Grundsätze sturmreif macht.

Und natürlich ist es die Angst vor dem einsamen Junggesellenzimmer mit den eingetrockneten Frühstücksresten vom Vormittag und den zerrissenen Socken der vergangenen Woche. Außerdem fällt auch das Nachtleben an diesem Abend aus. In diesem Augenblick schwört der Junggeselle, ein besserer Mensch zu werden und wirft seine Freiheit achtlos in den Schoß einer fremden Familie. Die Harmonie unterm Christbaum übernimmt seine naive Phantasie ganz einfach für die restlichen 364 Tage des Jahres. Aber wann je hätte sich die männliche Phantasie nicht übernommen!

Mädchen an die Front! An Weihnachten sind die Junggesellen jagdbar. Die hohe und ernste Zeit der Verlobung ist da. Nur im Lichterglanz des Christbaums sind Männer bereit, kleine Aufmerksamkeiten und sich selbst zu verschenken. Jetzt gilt es! Carpe diem!!

Peter Merkwürden.

Liebfrauen / Der Mariengedanke in der deutschen Kunst

Liebfrauen! — Für alle, in deren Herzen dieses Wort unmittelbar Widerhall findet, zutiefst beglückende Empfindungen und Wünsche auslöst, erübrigt sich eine Ausdeutung des Wortes. Für sie erübrigt sich um so mehr die Begründung der Selbständigkeit seines Auftretens als Sammelbegriff für eine von ihnen doch schon irgendwie geahnte, in sich geschlossene Reihe von Vorstellungen, von Wunschbildern, in denen deutsches Sehnen nach himmlisch-irdischer Wirklichkeit reinsten und edelsten Weibtums Ausdruck fand, ja immer wieder zu unbeirrbarem Wissen darum sich verdichtete.

Noch keines von allen Wörterbüchern der deutschen Sprache freilich erkennt diesem Wort bisher auch nur das geringste Recht auf selbständiges Dasein zu. Nach ihnen wäre Liebfrauen nichts weiter als eine auf den Gebrauch in Zusammensetzung beschränkte kürzende Beugungsform des volkstümlichen deutschen Namens für das christliche Ideal weiblicher Vollkommenheit: Unsere liebe Frau. Dieser altehrwürdige deutsche Name steht aber, gleichgültig, ob in voller oder gekürzter Form, sicherlich selbständig und gleichberechtigt neben den von Haus aus ebenso arteigenen, dabei im Kern der Empfindung auch unter sich noch wieder spürbar artverschiedenen sinnverwandten Namensprägungen anderer Völker, insbesondere den Namen Madonna und Nôtre Dame.

Dürer: Maria mit dem Kinde

Das Vermögen zur Unterscheidung völkischer Ausprägung der aller Christenheit gemeinsamen Vorstellung ist freilich Jahrhunderte hindurch völlig verloren gewesen. Diese Tatsache belegt die Sinnverschiebung, die das doch ursprünglich und in seinem Heimatland Italien selbstverständlich noch heute durchaus völkisch bedingt empfundene Wort Madonna erfuhr, als es als Lehngut in alle Kultursprachen einging. Seit den Tagen der Renaissance ist es da nicht etwa bloß der die ganze Gattung in all ihren Abarten umfassende Hauptbegriff, sondern geradezu Allerweltsname für jede Art Verkörperung des Gedankens überhaupt.

Immer schon hat man eine Wandlung, eine Artverschiedenheit der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Marienbilder (im engeren Sinn, der Darstellungen von Mutter und Kind) seit etwa 1400 gegenüber allen früheren empfunden. Man hat das Wesen dieser Veränderung meist mehr oder weniger mißbilligend als Verbürgerlichung des Mariengedankens angesprochen, weil man sie, im Grunde durchaus richtig, als Folge, als eine der Auswirkungen der damaligen gesellschaftlichen Umschichtung, der schließlich überragend gewordenen Machtstellung des Bürgertums in Deutschland erkannte.

Gegen die Auffassung einer Überführung oder gar eines Absinkens des Mariengedankens in den Alltag jedoch spricht das allerwichtigste Merkmal jener Bilder, die Nacktheit des Kindes. In den Breitengraden jedenfalls Deutschlands ist der Anblick nackter Kinderkörper auf der Mütter Arm und Schoß gewiß nicht alltäglich. So wird gerade hier die Nacktdarstellung des Kindes als Absicht unverkennbar; und sie erscheint erst recht als Ausdruck eines anderen, neuen Wollens, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sie Abkehr von der im Marienbild Jahrhunderte hindurch fortgeführten sinnbildlichen Kennzeichnung des menschgewordenen Gottessohnes eben durch die Gewandung des Kindes bedeutet.

Damit aber ist der überhaupt entscheidende Gesichtspunkt gewonnen. Denn nicht nur in diesem Zuge weicht die Gesamtheit dieser Bilder von den Gesetzen ab, die für die Wiedergabe des Mariengedankens kirchlich von jeher maßgebend und, wenn auch abgemildert, noch allenthalben in Geltung waren. Das Kind hier ist wie seiner Erscheinung auch seinem Gehaben nach immer nur und ganz Kind, hat nichts vom Gottessohn. Ebensowenig aber hat die Maria da noch irgendeine Beziehung zur Gottesgebärerin; sie ist ihr Gegenpol, nur Mutter. So ist der Ursinn des östlichen Marienbildes ins volle Gegenteil verkehrt. Ihm war die Gottesgebärerin Sinnbild, Sinnbild des einmaligen Wunders der Menschwerdung des Gottessohnes. Hier ist das Kind zum Sinnbild geworden, zum Sinnbild wieder eines Wunders der Menschwerdung, doch des ewigen Wunders der Mutterschaft, des Liebfrauenwunders. —

Weit über ein Jahrtausend liegt zwischen den frühesten dieser Liebfrauenbilder und jenen Matronensteinen, die ihre Deutung, die Erschließung ihres geistigen Gehalts ermöglichten, weil beide den gleichen Gedanken verkörpern. Dessen Träger aber war durch all die Jahrhunderte der Zwischenzeit hindurch das einfache Volk. In ihm war der Liebfrauenglaube der Väter lebendig geblieben, offenbarte er sich aufs neue, sobald es ihn erst wieder offen zeigen durfte. Und eigentlich erst diese zweite Blüte läßt ihn in seiner ganzen Erhabenheit, seinem vollen Reichtum und seiner tiefen, tiefen Frömmigkeit erkennbar werden.

Die Kunst dieses Volkes im 15. Jahrhundert lehrt wohl auch erst recht die unvergleichliche Vielgestalt, zugleich die Ausschließlichkeit, das ausnehmend Persönliche des Erlebtwerdens dieses Glaubens verstehen, das schon in der eigenartigen Zerspaltenheit des alten Mütterkults seinen Ausdruck fand. Seinen tiefsten und ergiebigsten Quell hat aller Liebfrauenglaube von jeher im Herzenserlebnis des einzelnen, in einer ganz unmittel- und durchaus unmittelbaren Offenbarung der Begriffe Weibtum und Mütterlichkeit.

(Entnommen dem Bildband: Hanns H. Josten „Liebfrauen". Tazzelwurm-Verlag, Stuttgart)

Stille Nacht, heilige Nacht . . . Bild: Erich Bauer

Der Zufall als Ehevermittler

Wo lernen sich Ehepaare kennen? — Eine Statistik der Liebe

Es sind oft seltsame Umstände, unter denen Gott Amor seine Pfeile in die menschlichen Herzen schießt. Aus 6550 Zuschriften glücklich verheirateter Frauen hat eine führende Stockholmer Zeitschrift mit der Genauigkeit eines Statistikers errechnen können, auf welche Weise der Grundstein zum Lebensglück gesetzt worden ist.

Der unberechenbare Zufall, der uns von der ersten Stunde unseres Lebens an begleitet, ist der beste aller Ehevermittler und führt uns am häufigsten mit dem Menschen zusammen, den das Schicksal für uns als Ehepartner auserkoren hat. Die Gelegenheiten sind mannigfach, wir prallen mit ihm in der Drehtür eines Kaufhauses zusammen oder treffen ihn am Postschalter. Oft bietet der Zufall uns auch eine Chance, dem anderen die erste Gefälligkeit zu erweisen, 29 Proz. aller glücklich verheirateten Eheleute sind dem Zufall dankbar, daß er sie als geschicktester „Liebesbote" zusammengeführt hat.

Die Stätten der Unterhaltung und Zerstreuung, wie Theater, Kino, Konzerte oder sportliche Ereignisse, spielen in der Liebes-Statistik ebenfalls eine wesentliche Rolle, sind es doch 15 Prozent, die sich bei derartigen Veranstaltungen gefunden haben. Die soeben erlebte Vorführung ist fast immer der anknüpfende Gesprächsstoff, um einen gegenseitigen Kontakt herzustellen.

Auch die Wahrnehmung gleicher Ziele, Arbeiten und Interessen erschließt häufig den Weg zum Herzen des anderen. Unter Berufskollegen heiraten allein 11 Prozent. Dagegen werden nur sechs Prozent der Angestellten von ihren Chefs zum Traualtar geführt. Ob Autobus, Straßenbahn oder Vorortbahn, alle Verkehrsmittel haben es an sich, acht Prozent der Fahrgäste in den Hafen der Ehe zu fahren. Die Eisenbahn kann sich aber rühmen, 14 Prozent der Heiratslustigen das erste Zusammentreffen geboten zu haben.

Von Sportbegeisterten heiraten sieben Prozent untereinander. Gemeinsame Radtouren und Ruderpartien sind dazu angetan, aus einer bestehenden Freundschaft eine eheliche Gemeinschaft fürs ganze Leben zu gestalten.

Gegen alle Erwartungen scheint das Tanzvergnügen nicht besonders geeignet zu sein, einen Ehepartner zu vermitteln, denn nur drei Prozent lernten sich in Bars oder Ballhäusern kennen. Um die Jahrhundertwende aber war ein Ball der beste Ehevermittler, als noch die Eltern mit ihren Kindern gemeinsam die Festlichkeiten besuchten. Auch die Café-Häuser und Restaurants vermögen nicht mehr als drei Prozent zusammenzuführen.

Selbst auf der Straße lernten sich zwei Prozent kennen und weiteren zwei Prozent verhalf eine Fehlverbindung durchs Telefon zur ehelichen Dauer-Verbindung. Ganz unberücksichtigt ist bei dieser Statistik der Herzen die Heiratsanzeige geblieben, der zweifellos viele Menschen ihr Eheglück verdanken. Vielleicht liegt es daran, daß sich nachher niemand mehr zu diesem „nicht mehr ungewöhnlichen Weg" bekennen will.

Liebenswürdige Chemie

523 synthetische Duftstoffe helfen der Parfümindustrie

„Und sie gingen in das Haus und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und beteten es an und taten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe." Dies Bibelwort aus der „Weihnachtsgeschichte" vermittelt eine Vorstellung davon, wie der Mensch der Antike durch kultische Opferung von Wohlgerüchen seine Verehrung vor einer Gottheit ausgedrückt hat. Es war der ursprüngliche Anwendungszweck aller Wohlgerüche, der noch heute von manchen Religionen geübt wird. Doch schon in der gleichen frühen Zeit hat der Gebrauch angenehmer Düfte anderen Ursprungs auch bei profanen Gelegenheiten eine Rolle gespielt, etwa bei den Festmahlen reicher Römer oder bei den Liebesabenteuern ihrer Damen in den Palästen zu Rom, Tarent, Syrakus oder Alexandria. Denn man hat es buchstäblich schon seit Jahrtausenden verstanden, bestimmten Blüten ihre charakteristischen Duftstoffe, sogenannte ätherische Öle, zur Herstellung von Parfüms und wohlriechenden Salben zu entziehen, anfänglich durch einfache Behandlung mit Wasserdampf, später durch ihre Extraktion mit Alkohol oder Petroläther. Auf ein Alter von drei Jahrhunderten blickt die gewerbliche Rosenzucht und Gewinnung von Rosenöl in den windstillen Tälern Bulgariens zurück. Vor ebenso langer Zeit sind die ersten Areale mit Jasminsträuchern, mit Tuberosen und Veilchen unter dem milden Klima der Provence angelegt worden, nur zu dem Zweck, aus ihren Blüten die duftenden Öle abzusondern. Gestützt auf diese natürlichen Rohstoffe hatten die Fabrikanten von Parfüms und Duftwässern es im Laufe vieler Generationen gelernt, jedem Geschmack gerecht zu werden, um die letzte Jahrhundertwende deutlich dokumentiert durch die berühmt gewordene Spitzenleistung des Pariser Meisterparfümeurs Houbigant, durch sein „Queluers Fleurs". Just in dem Augenblick meldete sich plötzlich ein Wettbewerber, meldete sich unsere Chemie zu Wort.

Zeichnungen: W. Kornhas

Duftstoffe sind Atome

Die Chemie der Farbstoffe, der Medikamente, der Filme und Fotopapiere, der Textilfasern verhieß, alle denkbaren schönen Düfte aus einem einzigen Rohstoff hervorzuzaubern, aus dem Steinkohlenteer. Der erste, dem solches gelang, war 1893 der Berliner Professor der Chemie F. Tiemann, als Erfinder des synthetischen Vanillin auf diesen Weg gedrängt. Ihm glückte der Nachweis, daß der Duftstoff der sogenannten „Veilchenwurzel" einer Iris-Art (Schwertlilie) im Molekül aus 14 Kohlenstoff-, 22 Wasserstoffatomen und 1 Sauerstoffatom besteht.

Nun reihte sich in rascher Folge Entdeckung an Entdeckung, d. h. Analyse an Analyse, Synthese an Synthese. Versteht sich: Analysen und Synthesen der ätherischen Träger blumiger Düfte, für deren Nomenklatur allerdings der blumige Wortschatz des Parfümeurs nicht in die Werkstatt des Chemikers passen wollte. Seine Ausgangsprodukte Abkömmlinge des Steinkohlenteers, tragen prosaische Namen wie Benzol, Naphthalin, Toluol u. a. m. Daß sich mit diesen Namen schlechthin die Vorstellung ambrosischer Düfte verbinde, wird niemand behaupten wollen. Und doch verwandeln sich alle drei, wenn auf rechte Art behandelt, gern in eine ungeahnte Fülle herrlicher Riechstoffe: Das Benzol z. B. kann in den Diphenyläther verwandelt werden, sagt der Chemiker; in das Blütenöl tropischer Geranien, spricht der Parfümeur. Aus Naphthalin kann Naphthylmethylketon gemacht werden, sagt der Chemiker; Orangenblütenöl nennt es der Parfümeur. Und aus dem Toluol kann Benzylalkohol oder auch Benzylacetat entstehen, sagt der Chemiker; jener duftet wie die Tuberose, dieses wie die Jasminblüte, findet der Parfümeur.

Ein Kilo Veilchenöl 50 000 DM

Einige Zahlen mögen den Erfolg verdeutlichen: Während 4000 Kilo Rosenblütenblätter erst ein Kilo des kostbaren Rosenöls liefern und acht Millionen Veilchenblüten erst ein einziges Kilo Veilchenöl, das heute auf dem Weltmarkt immerhin den Wert von 50 000 (fünfzigtausend) DM repräsentiert, führt ein anerkanntes Handbuch der modernen Parfümerie und Kosmetik aus 1942 nicht weniger als 523 synthetisch erzeugte Duftstoffe auf, die praktisch gebraucht werden und viel preiswerter sind. Wird aber die Dame von Geschmack behaupten wollen, die Parfüms der letzten dreißig Jahre seien schlechter, als die Odeurs der mütterlichen Balltoiletten waren? Im Gegenteil: Erst die synthetischen Leistungen der deutschen Chemie haben die Schöpfung jener Phantasieparfüms ermöglicht wie „Khasana", „Juchten" und „Tosca", wie „Chypre" und „L'Origan", wie „Crêpe de Chine" und „Fougère", um nur einige der beliebtesten zu nennen. Sie und andere sind nicht zuletzt dadurch möglich geworden, daß der Chemiker, der nach den Gesetzen seiner Wissenschaft mit den Atomen und Molekülen zu jonglieren weiß, eines Tages Duftstoffe vorwies, die noch kein Blütenfabrikant in der ganzen Welt hatte gewinnen können: etwa den süßen Duft des Flieders — Paramenthylphnylacetaldehyd heißt die Substanz —, oder den starken Duft unseres lieblichen Maiglöckchens, nach dem Generationen von Parfümeuren verlangt hatten, oder den hauchzarten Duftstoff „Cyclamal" den das echte Alpenveilchen der Bergwelt (Cyclamen europaeum L.) wie eine elfenfeine Kostbarkeit hütet.

Oswald Gerhardt

Nachsommer / Die Frau von fünfzig Jahren

Zu Balzacs Zeiten war die „Frau von dreißig" eine angehende Matrone, die sich lächerlich machte, wenn sie sich verliebte. Heute fühlen sich Frauen, die die Fünfzig überschritten haben, durchaus noch jung und lebensfroh. Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Prozeß des Alterns mit der Zeit immer weiter hinausgerückt ist. Andererseits läßt es sich auch nicht verheimlichen, daß die Entwicklung und Reife heranwachsender Menschen heute bedeutend länger dauert als vor etwa 200 Jahren.

Im siebzehnten Jahrhundert galt ein 22jähriges Mädchen als ausgereift. Keine Frau von 40 und kein Mann über 45 durfte damals auf den Einfall kommen, sich vor den Augen aller Welt zu verlieben. Das klassische Lustspiel billigte ihnen höchstens die Rolle der oder des Eifersüchtigen zu. Ende des 19. Jahrhunderts pflegte die Dame des Hauses regungslos, mit eingeschnürter Taille und möglichst angehaltenem Atem auf dem Sofa zu liegen und nichts zu tun. Allenfalls unternahm sie einen kleinen Spaziergang, begleitet von einer Droschke, die gegebenenfalls die Ohnmächtige nach Hause befördern konnte. Es wurde gut und reichlich gegesssen. Diätküchen waren unbekannt. Die Frauen welkten früh dahin, nur liebten sie es nicht, daran erinnert zu werden. Ganz eitle Mütter versteckten aus Angst vor Vergleichen ihre heranwachsenden Töchter.

Heute sind viele Frauen stolz darauf, schon in jungen Jahren Großmutter zu sein. Fünfzigjährige, die die Ratschläge vernünftiger Kosmetiker und Gymnastik-Lehrer befolgten, sind frei von Minderwertigkeitskomplexen der Jugend gegenüber. Sportlich trainiert und vorteilhaft gekleidet, nach zwei Weltkriegen gewohnt, „ihren Mann zu stehen", nehmen sie als vollwertige und stark gefragte Kräfte am täglichen Berufswettkampf teil. Auf dem politischen Parkett bewegen sie sich ebenso sicher wie auf dem Rasen und den Aschenbahnen der Sportplätze.

Lebt die Fünfzigerin glücklicher als junge Frauen und Mädchen? Ist sie zumindest ebenso glücklich? Sie selbst sagt: Ja. Die schwierigen Situationen, die vielen Ängste und Nöte der letzten Jahre sind zum großen Teil ausgestanden und überwunden. In materieller Beziehung hat sich die Lage der 50jährigen Frau, ob gut oder schlecht, meist endgültig entschieden. Seelischen Erschütterungen sieht sie im allgemeinen gelassen entgegen. Die Pflichten als Gattin und Mutter sind erfüllt. Gefühle, die bestanden, sind lebendig geblieben. Einer neuen Liebe begegnet die Alleinstehende mißtrauisch. Sie ist zu erfahren, um noch von der Möglichkeit eines neuen Glücks im Stile der Zwanzigjährigen zu träumen. Aber sie ist auch bereit, alles zu genießen, was das Leben ihr noch geben kann. So kommt es, daß Frauen dieses Alters in den Augen der Jugend eine oft so verblüffende Freiheit in ihren Ansichten zeigen, die sie von den „Alten" niemals erwartet hätten. Moralprediger irren sich. Die Frau von 50 Jahren ist 1949 eine andere, als sie es um 1900 war. Sie ist jünger, weil sie es gewagt hat, jung zu bleiben.

L. Pardo.

Aphorismen / Von Marie von Ebner-Eschenbach

Wie weise muß man sein, um immer gut zu sein?

*

Wer Geduld sagt, sagt Mut, Ausdauer, Kraft.

*

Der Schmerz ist der große Lehrer der Menschen. Unter seinem Hauche entfalten sich die Seelen.

*

Wenn mein Herz nicht spricht, dann schweigt auch mein Verstand, sagt die Frau.

*

Schweige Herz, damit der Verstand zu Worte kommt, sagt der Mann.

*

Nicht, was wir erleben, sondern wie wir empfinden, was wir erleben, macht unser Schicksal aus.

*

Das Gemüt bleibt jung, solange es leidensfähig bleibt. Frieden kannst du nur haben, wenn du ihn gibst.

Mann und Alter

Ein Mann ist jung, solange ihn eine Frau entweder glücklich oder unglücklich machen kann. Er befindet sich in den mittleren (den sogenannten besten') Jahren, solange ihn eine Frau wohl noch glücklich, aber nicht mehr unglücklich machen kann. Als alt kann er sich betrachten, wenn ihn eine Frau **weder** glücklich **noch** unglücklich machen kann.

Im übrigen: Ein Mann ist so alt, wie er aussieht, wenn er sich 48 Stunden nicht rasiert hat. Eine Frau ist so alt, wie sie eine Minute nach der abendlichen Gesichtswaschung vorm Schlafengehen aussieht.

Karl Lerbs.